

Predigt zu Johannes 1, 29-34

Jens Martin Sautter (8.1.2023)

Das Lieblingsfest der Christen in Deutschland ist Weihnachten. Jedes Jahr kann man es am Heiligabend beobachten. Da sind die Kirchen rappellvoll, während unter dem Jahr dieselben Kirchen oft gähnend leer sind. Einmal im Jahr besucht man den Gottesdienst – vielleicht weil „O du fröhliche“ gemeinsam besser klingt als alleine, oder weil die Kinder beim Krippenspiel so süß sind – vielleicht aber auch deshalb, weil die Weihnachtsgeschichte etwas in vielen Menschen anspricht, was als religiöser Rest in ihnen schlummert.

Weihnachten erzählt von dem Einbruch der Unendlichkeit in die endliche Welt. Nicht als Bedrohung, sondern als Licht, als Wärme, als tiefe Geborgenheit trotz aller Brüche, die das Leben so mit sich bringt. Weihnachten lässt uns spüren, dass auch dann, wenn man selbst klein und unbedeutend erscheint, man doch aufgehoben ist in einer größeren Geschichte, die irgendwie gut und schön ist.

Nun ist das gerade einmal zwei Wochen vorbei, da wird uns mit einem Rumms etwas ganz anderes vor die Füße geworfen. Wir haben es im Evangelium gehört. Das Baby Jesus ist inzwischen erwachsen geworden und begegnet Johannes dem Täufer – nicht zum ersten Mal. Johannes ist 30 Jahre vorher vor Freude im Bauch seiner Mutter gehüpft, als seine Mutter Elisabeth die schwangere Maria getroffen hat. Er ist inzwischen ein erfolgreicher, unangepasster Prediger in der Wüste. Eines Tages kommt Jesus dorthin, wo Johannes tauft. Anders als die anderen Evangelien wird hier nicht von der Taufe Jesu erzählt, sondern der Täufer sagt nur: „Seht! Das ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt.“

Das ist das Allererste, was irgendjemand im Johannesevangelium über Jesus sagt. Und damit verdirbt Johannes die weihnachtliche Stimmung, die wir gerne noch ein wenig länger gehabt hätten. Das wird der Tod Jesu angedeutet. Was soll man mit einem solchen Satz anfangen? Das ist doch viel zu kompliziert. Da ist zu viel Theologie im Spiel. „Das ist jetzt offenbar für Fortgeschrittene“, sagen manche, „da bin ich raus. Ich bleibe bei Weihnachten, bis zum nächsten Jahr an Heiligabend.“ – Kann man doch verstehen.

Aber ohne das Denken geht es nicht. Christlicher Glaube ist immer schon ein denkender Glaube gewesen, der versucht, der Geschichte Jesu auf den Grund zu kommen. Und Johannes ist davon überzeugt, dass man vom Anfang der Geschichte nicht sprechen kann ohne das Ende. Dass man die Geschichte Jesu nur versteht, wenn man das Ende vor Augen hat, den Tod

Jesu am Kreuz. Die anderen Evangelien machen das ein bisschen anders. Erst langsam dämmt es da den Lesern wie auch den Jüngern, wer dieser Jesus wirklich ist. Und dass der Tod Jesu nicht einfach nur ein tragisches Ereignis ist.

Lamm Gottes

Ich persönlich finde es schwierig, dass die erste Bemerkung über Jesus im Johannesevangelium lautet: „Das ist das Lamm Gottes.“ Denn was bedeutet das?

Das Lamm ist übrigens auch der Mittelpunkt unseres Altarbildes. Wenn Juden „Lamm“ hören, dann haben sie sofort zwei verschiedene Traditionen vor Augen. Es gibt zwei Traditionen, in denen das Lamm eine wichtige Rolle spielt. Da ist zum einen die Geschichte vom Exodus. Das ist das wichtigste Ereignis für den jüdischen Glauben, die Befreiung der Israeliten aus der Sklaverei in Ägypten. Jedes Jahr wird beim Passa-Fest daran gedacht, wie damals in den Häusern der Israeliten ein Lamm geschlachtet wurde. Das Blut wurde über die Türbalken geschmiert, und das war das Zeichen für den Todesengel, an diesen Türen vorüber zu gehen, als er die Ägypter heimsucht. Das Blut des Lammes war ein Zeichen dafür, dass die Menschen dort verschont werden. Und am nächsten Tag ließ der ägyptische König die Israeliten ziehen. Diese Nacht war die Nacht der Befreiung und der Bewahrung. Im Johannes-Evangelium wird erzählt, dass Jesus genau in dem Moment stirbt, als im Tempel die Lämmer zum Passafest geschlachtet werden. Auch Jesus also ist ein Lamm, dessen Tod und dessen Blut für die Befreiung aus der Gefangenschaft steht – das will Johannes sagen.

Es gibt noch eine zweite Tradition, in der das Lamm eine wichtige Rolle spielt. Und zwar die Erwartung des Messias, wie Jesaja sie beschreibt. Der Messias, der Retter, der im Auftrag Gottes Frieden und Gerechtigkeit bringt, so Jesaja, der tut das nicht durch Gewalt und militärische Macht. Er kommt nicht in Schönheit und Herrlichkeit, sondern im Gegenteil: Er ist unansehnlich, er ist gebrochen, er wird beschimpft, verlacht. Und dabei ist es die Schuld derer, die spotten, die ihn so zugerichtet hat. Es sind unsere Schläge, die er trägt, sagt Jesaja, unsere Krankheit, die er auf sich nimmt. Dieser Messias gibt sein Leben für die, die ihn verspotten. Johannes deutet das schon in den ersten Versen an: Er kam in seine Welt, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.

Es war klar, dass die Christen nach dem Tod Jesu diese Parallelen zu Jesajas Text gesehen haben. Denn sie haben begriffen: Jesu Tod ist nicht nur ein tragisches Ereignis, sondern ein Teil seines Auftrags. Im Tod Jesu

zeigt sich nicht nur die Brutalität des römischen Staates, sondern auch die Liebe Gottes, die sich für uns hingibt.

Das finde ich wichtig. Was mir schwer fällt, ist, dass gleich der erste Satz vom Tod Jesu spricht. Dabei ist Jesus ja nicht nur für uns gestorben, er hat auch für uns gelebt. Was Jesus für uns bedeutet, sehen wir nicht nur am Kreuz, sondern auch in dem, was er gesagt und getan hat, während er durchs Land gezogen ist.

Glaube und Macht

Ich finde, es tut der Kirche gut, dass sie an Einfluss verliert. Dass sie kleiner wird, und dass die Politik nicht mehr automatisch das Bedürfnis hat, in den wichtigen Fragen die Zustimmung der Kirche zu bekommen. Politische Macht hat dem christlichen Glauben noch nie gutgetan. Das gilt auch für den Islam – wie furchtbar die Verbindung von Religion und Macht sein kann, sehen wir im Iran.

Bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts war die Kirche eine Minderheit, die über viele Jahre bekämpft wurde. Eine Minderheit, die viel bewegt hat, ohne politische Macht zu haben. Als der Kaiser dann das Christentum zur Staatsreligion machte und die Pfarrer und Bischöfe zu mächtigen Leuten wurden, wurde das anders. Die politische Macht tat dem Glauben nicht gut.

Da glaubt man an einen armen Messias, der sich den Mächtigen schutzlos ausliefert, der noch im Sterben für seine Henker betet und die Liebe zu den Feinden bis zum Ende durchhält, ja deren Schuld trägt. Und gleichzeitig verfolgt man als Kirche Abweichler und Andersglaubende und berauscht sich am eigenen Prunk und der eigenen Bedeutung.

Nun ist das lange her. Aber auch in unseren Zeiten gibt es immer wieder die Neigung der Kirche, die Nähe zur Macht zu suchen. Und zwar nicht nur, weil man Salz und Licht in der Welt sein will, sondern weil man es ganz gut findet, am Tisch mit den Mächtigen zu sitzen und sich wichtig zu fühlen.

Dabei macht das Bild vom „Lamm Gottes“ allem Machtstreben einen Strich durch die Rechnung. Im Gegenteil: Was die Menschheit kaputt macht, wird nicht durch Stärke beseitigt, sondern durch Schwäche und Verletzlichkeit. Was das Leben im Großen wie im Kleinen zerstört, wird besiegt, indem man auf die Durchsetzung der eigenen Interessen verzichtet, indem man nicht vergilt und zurückschlägt, sondern erleidet. Die Lösung für das Grundproblem der Menschheit ist nicht die Stärke, sondern die Schwäche.

Und so hat das Lamm Gottes auch Einzug in den Gottesdienst gehalten. Papst Sergius hat im 7. Jh. den Ruf „Lamm Gottes, der du die Sünde der Welt trägst.“

in die Liturgie eingebracht. Das war ziemlich umstritten. Ursprünglich sollte dieser Vers übrigens so oft gesungen werden, bis das gesamte Brot beim Abendmahl gebrochen war. Aber irgendwann ist man auf die kleinen Stücke Brot umgestiegen, und hat es dann beim dreimaligen Gesang bewenden lassen.

Vielleicht steigen Sie innerlich ja auch immer an der Stelle im Gottesdienst aus. Da wird es Ihnen zu kompliziert oder zu theologisch oder zu makaber. Ein bisschen kann ich das verstehen. Aber gleichzeitig bin ich froh, dass unser Glaube nicht bei Weihnachten stehen bleibt. Ich finde es gut, dass Johannes uns darauf hinweist, dass dieser Messias in seiner Schwäche unser Machtdenken durchkreuzt.

Was das konkret für den Umgang mit den Kriegen in unserer Zeit bedeutet, weiß ich nicht. Aber ich wundere mich manchmal schon, wie leidenschaftlich Kirchenvertreter darüber fabulieren, welche Art von Waffen vom Westen in die Ukraine geliefert werden sollen. Dass die Politik einem Aggressor entschieden gegenüber treten muss, ist die eine Seite. Dass es gut ist, einem Land beizustehen, das überfallen wird, ist klar. Aber die Rolle der Kirche ist es doch nicht, Tipps für die Kriegsführung zu geben. Zumal dann, wenn sie von einem Messias spricht, der als wehrloses Lamm die Sünde der Welt trägt. Das Lamm beendet keine Kriege, aber wenn wir glauben, dass Christus die Welt rettet, in dem er nicht zurückschlägt, sondern für den Henker betet, müssen wir stärker als bisher darauf hinweisen, dass Gewalt und Krieg langfristig nicht durch Gewalt und Krieg gelöst werden. Ich finde, diese Stimme hört man zu wenig. Mag sein, dass man dann als Kirche an den Tischen der Mächtigen nicht mehr so gerne gesehen wird, dass man für weltfremd gehalten wird. Aber das sollte nicht unsere Sorge sein.

Denn wir leben mit einer Hoffnung: Dass dieser Weg der vermeintlichen Schwäche am Ende den Sieg davonträgt. Nicht nur im Großen, sondern auch im Kleinen. Das wird deutlich im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung, wenn das wehrlose, ohnmächtige Lamm am Ende eine Krone trägt, wie auch auf unserem Altarbild. Diese Hoffnung ist es, die wir der Welt schulden. AMEN